

Allgegenwärtige Potentialität

Zukunftsträchtigkeit als gesellschaftliche Formgeberin unserer Zeit

Denis Hänzi

*Beitrag zur Plenum 7 »Die Zukunft der Zukunft: Zeitstrukturen und Zeithandeln im Wandel«
– organisiert von Nadine Schöneck-Voß und Sighard Neckel*

»Die Anwesenheit eines Mannes hindert eine Frau daran, ihr Shopping-Potenzial ganz auszuschöpfen.« Diese bemerkenswerte Problematisierung, meine Damen und Herren, fand sich im Frühjahr 2014 auf einer Webseite der *Neuen Zürcher Zeitung (NZZ)*, angelegt als Eigenwerbung für einen Beitrag in der *NZZ am Sonntag*, wo man die ganze Misere nachlesen kann. Der Titel dann dort: *Sie will shoppen, er stört* (Helg 2014). Kurzum: Männliche Präsenz blockiert weibliches Potenzial. Paradoxerweise ist es ein Satz Theodor W. Adornos, der sich am reibungslosesten sinn- und zweckentfremden ließe, fühlte man sich veranlasst, den männlichen Störenfried zu rügen: »Vernünftig«, so nämlich schreibt Adorno, sei »die Menschheit eingerichtet einzig, wofern sie die vergesellschafteten Subjekte ihrer ungefesselten Potentialität nach erhält« (Adorno 2003: 775). Dass Adorno mit seiner »ungefesselten Potentialität« so ziemlich das Gegenteil dessen im Blick gehabt haben dürfte, was uns im Blendbild der schier unerschöpflichen weiblichen Kauflust vorschwebt, bedarf hier keiner gesonderten Erörterung. Bei Georg Simmel hingegen bin ich mir nicht ganz so sicher, ob er, konfrontiert mit dem besagten Teaser in der *NZZ am Sonntag*, nicht eine gewisse Genugtuung empfände – eine Genugtuung darüber, dass seine anno 1911 formulierte Bestimmung dessen, was die »Weibliche Kultur« (Simmel 1996) ausmache, auch hundert Jahre später noch *plus ou moins* zuzutreffen scheint. In der gleichnamigen Schrift erör-

terte Simmel die »Weibliche Kultur« als »Begriff für die ganze männlich-weibliche Kulturfrage« (Simmel 1996: 422). Vom männlichen Standpunkt her besehen, so schreibt er, möge Potentialität als »Unentwickeltheit von Endwerten« (Simmel 1996: 426) gelten und daher immer nur im Sinne einer »Anwartschaft auf eine andere, zukünftige Formung« (Simmel 199: 425) von Bedeutung sein. In der »weiblichen Psyche« (Simmel 1996: 426) hingegen sei Potentialität stets ein sinnvoll Gegebenes, eine Möglichkeit nämlich »im Sinne wesensbestimmender Wirklichkeit« (Simmel 1996: 427). Kein Wunder also – und ich spitze der Anschaulichkeit halber nochmals etwas zu –, dass es zu Reibungen kommt: Für einen Mann, in seiner Eigenschaft eines Shoppingmall-Muffels, birgt das Ausleben von Kauflust im Kaufhaus

keinerlei Aussicht auf »eine andere, zukünftige Formung« von Wirklichkeit.¹ Einer Frau hingegen, vom paternalistischen Sparsamkeitszwang endlich befreit, ist der Shopping-Exzess sinnlich-wirklicher Beweis ihres ureigentlich verschwenderischen Wesens.

Nun können wir mit Niklas Luhmann sagen, dass »Wesenheiten« (Luhmann 2002: 206) seit Aristoteles und Platon doch eigentlich als Garant/-innen der Konstanz, als Repräsentant/-innen des Unbewegten gelten. Das Irritierende an der ganzen Problematik ist dann, dass der hier implizierte Wesenszug der Frau – die ihr gleichsam innewohnende Kauflust – doch eigentlich für allerhand Bewegung sorgt: ohne Shopping kein Umsatz, ohne Umsatz kein Gewinn, ohne Gewinn kein Wirtschaftswachstum, ohne Wirtschaftswachstum keine kapitalistische Dynamik. Somit lässt sich das Geschlechterverhältnis der Gegenwart – immerhin im Sinne der heutigen *Neuen Zürcher Zeitung* – auf die Formel bringen: Während die Präsenz des Mannes keine Zukunft hat, ist die Potentialität der Frau Zukunft. Darob wäre Simmel dann vielleicht doch etwas beunruhigt.

Meine Damen und Herren, im Folgenden will ich die These entwickeln, dass wir es aktuell mit der Entfaltung eines gesellschaftlichen Regimes zu tun haben, das in der unserer Tage gleichsam allgegenwärtigen Rede von *Potenzialen* seinen diskursiven Ausdruck findet. Stephan Lessenich hat uns unlängst auf das immer lauter werdende Knattern und Stampfen einer gesellschaftlichen »Potentialbeschönerungs- und -verwirklichungsmaschinerie« (Lessenich 2013: 76) aufmerksam gemacht. Ich teile seine Diagnose und will mich später im Vortrag daran machen, das Getriebe dieser sozialen Apparatur an einigen seiner Komponenten eingehender zu inspizieren. Wie ich dabei zeigen möchte, geht die im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts manifest werdende, nach wie vor virulente »Krise sozialer Zeitperspektiven« (Neckel 1988: 466) mit einer Reihe objektiver Handlungsprobleme einher, angesichts welcher der gegenwärtig grassierende Glaube an *Potenziale* eine denkbare und praktikable Lösung zu sein verspricht. In der Gemengelage der aktuellen Krise des Zeitlichen bildet sich ein gesellschaftliches Potentialitätsregime heraus, welches recht ausschließlich solcherart Entitäten, Denk- und Handlungsweisen zu reklamieren und nicht zuletzt auch zu prämiieren neigt, die Zukunft – und zwar in zeitlicher *wie* sachlicher Hinsicht – zugleich verheißen *und* vorwegnehmen. Mit Blick auf das in der *NZZ* unterstellte Shopping-Potenzial der Frau (*à contrecœur* übernehme ich abermals den Kollektivsingular) heißt das: Indem die Frau gegenwärtig bis zur Erschöpfung kauflustig ist, trägt sie nicht unwesentlich dazu bei, das Schwungrad der Wirtschaft in Bewegung zu halten – und wird folglich auch in Zukunft bis zur Erschöpfung kauflustig sein können. Oder umgekehrt: Die Frau wird auch künftig sich als Kauflustige voll ausleben können, sofern sie hier und heute eine Vollblutkauflustige ist. Die Rede vom Potenzial suggeriert also, eine bestimmte Zukunft sei in der Gegenwart schon enthalten – ja die betreffende Zukunft *bedürfe* eines spezifischen gegenwärtigen Zustands, in dem eben diese bereits angelegt ist. Im Untertitel des Vortrags habe ich versucht, dieser Eigentümlichkeit des Potentialitätsregimes Ausdruck zu verleihen, indem ich von einer gewissen *Zukunftsträchtigkeit* als gesellschaftliche Formgeberin unserer Zeit spreche.

¹ Anders stellt sich die Sache für ihn freilich beim Besuch eines *Baumarktes* dar: Hier nämlich, im *Do-it-yourself-Paradies*, lockt die Chance auf Befriedigung des männlichen »Kürwillens« (Tönnies 1912).

Potentialität als zeitlich-sachliche Überbrückungsformel

Gesetzt nun den Fall, am Heraufkommen dieses Regimes sei etwas dran: Dann müsste sich – einem verstehenden Ansatz im Sinne Max Webers (1988) folgend – doch wohl eruieren lassen, wie es denn *kommt*, dass die potentialistische Gesinnung in der Gesellschaft unserer Tage ihre adäquateste Form, die Gegenwartsgesellschaft andererseits in ihr die adäquateste Triebkraft glaubt finden zu können. Woher also rührt diese Glaubensverdichtung? Zum einen, so werde ich argumentieren, lässt sich zeigen, dass die grassierende Potentialitätsgläubigkeit als Antwort auf ein sich zuspitzendes Problem der gesellschaftlichen Zukunftsbearbeitung zu begreifen ist, welches sich aus der allzu offenkundig werdenden Implosivität jener sozialen Umgangsform mit Zeit ergibt, die ich eine possibilistische nennen möchte. Hieran anknüpfend soll sodann – zum anderen – verdeutlicht werden, dass die gleichsam omnipräsent werdende Orientierung an Potentialitäten in sachlicher Hinsicht sich insbesondere im Kontext gesellschaftlicher Fraglichkeiten beobachten lässt, mit Blick auf welche einst solide Glaubensfundamente recht offenkundig im Zerfall begriffen sind.

Um den ersten genannten Schritt tun zu können, sei hier der notwendigerweise vereinfachende Versuch unternommen, in maximalem Zeitraffer eine kleine Genealogie sozialer Zukunftskonzeptionen in europäischen Gesellschaften nachzuzeichnen. Ansetzen kann man hierfür bei der spätmittelalterlichen Imagination einer Endzeit, »auf die hin alle Gegenwart zuläuft« (Neckel 1988: 471). Das, was dereinst sein wird, gilt den Gläubigen als vorgezeichnet. Diese im Kern *prädestinistische* Konzeption verliert ab Mitte des 16. Jahrhunderts an sozialer Durchschlagkraft: Mit der »Säkularisierung der christlichen Zeitauffassung im entstehenden Protestantismus« (Neckel 1988: 473) gewinnt allmählich eine Auffassung die Oberhand, im Rahmen derer Zukunft als eine beeinflussbare Größe, ja als individueller »Gestaltungsauftrag« (Rosa 2005: 397) wahrgenommen wird. Die Etablierung des Versicherungswesens im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert kann als exemplarisch für diese im Kielwasser der Aufklärung auftauchende »Umstellung der Zeitsemantik« (Rosa 2005: 397) gelten. Nun ist es der qua Extrapolation des Gewesenen plausibilisierte Glaube an eine gewisse Vorhersehbarkeit, der – wie Rainer Rilling es formuliert – eine »Bresche in die Unsicherheit des Zukünftigen« (Rilling 2014: 17) zu schlagen verspricht. Diese *probabilistisch-prognostisch* gewendete Zukunftskonzeption ist es denn auch, die den Beginn der sozialen Verwandlung von Gefahren in Risiken markiert. Im 19. Jahrhundert zeitigen sodann der Siegeszug der kapitalistischen Wirtschaftsform und die Entstehung der bürgerlichen Aufstiegsgesellschaft einen gleichsam ausufernden »Bedeutungsgewinn des Möglichen« (Rilling 2014: 18): Nach 1789 und mit der technisch-industriellen Revolution setzen sich die Idee des Fortschritts und die Vorstellung von Zukunft als einem verheißungsvollen Bezugspunkt individuell gestaltbarer Lebenspraxis durch. Es schwingt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts also eine *possibilistische* Zukunftskonzeption empor im Sinne der Vorstellung, dass – so Niklas Luhmann – »die Zukunft anders sein wird als die Vergangenheit« (Luhmann 2002: 209). Zukunft erscheint nun als ein offenes und zu erweiterndes »Feld von Möglichkeiten« (Neckel 1988: 482). Eine Konzeption, der indes eine verzwickte Dynamik, eine Paradoxie eingelagert ist: Je stärker der Raum möglicher Zukünfte im Dienste der Gegenwart ausgeweitet und je dichter er dabei *a priori* befrachtet wird, desto enger werden die künftig gegenwärtigen Handlungsspielräume. Im Laufe des 20. Jahrhunderts spitzt sich dieses Dilemma des Possibilismus zu –

und spätestens seit Mitte der achtziger Jahre sind wir immer wieder Zeuginnen und Zeugen der ihm inhärenten Implösivität. Lanciert der Autohersteller *Toyota* 1985 seinen (übrigens von einer Düsseldorfer Werbeagentur entworfenen) Markenclaim »Nichts ist unmöglich«, so bestätigt sich dieser Slogan, dieses heimliche Abschiedslied des Possibilismus im Folgejahr aufs Dramatischste in der Katastrophe von Tschernobyl. Die absatzstrategisch forcierte Kundenidentifikation mit dem Phantasma der unbegrenzten Möglichkeiten und die »Einsicht in das unentrinnbare Ausgeliefertsein« (Beck 1986: 8) an die tödlichen Folgen desselben sind es, die hier zeitlich zusammenfallen – und äußerst schlecht zusammengehen wollen. Was dem Possibilismus bleibt, ist, um es mit Ulrich Beck zu formulieren, die »Resthoffnung« auf einen »günstigen *Wind*« (Beck 1986: 9) – ein Moment, der als neuerlicher Wendepunkt hinsichtlich des gesellschaftlichen Modus der Zukunftsbearbeitung zu begreifen ist. »Heute« nämlich, so schreibt Sighard Neckel vor rund einem Vierteljahrhundert, »wissen wir, dass die Idee einer [...] selbstverantwortlich zu gestaltenden Zukunft [...] zu sich selbst nicht gekommen ist« (Neckel 1988: 479).

Was sich um die Wende zum neuen Jahrtausend radikal offenbart, ist, dass die Zukunft uns regelmäßig (böse) zu überraschen neigt. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Potentialitätsregime, das sich unserer Tage zu verfestigen sucht, als ein Regime in den Blick nehmen, das sich – mit Hartmut Rosa gesprochen – durch mannigfaltige »Hoffnungen auf [...] *Resynchronisation*« (Rosa 2005: 414) auszeichnet. Denn, wie Rainer Rilling schreibt: »Je stärker der Bruch zwischen Gegenwart und Zukunft scheint, desto dringlicher und umfassender die Versuche, ihn zu überbrücken.« (Rilling 2014: 18)

Von welcherart Überbrückungsversuchen aber zeugt die aktuelle Hochkonjunktur der Beschwörung zukunftssträchtiger Potentialitäten, wenn wir deren *inhaltlich-sachliche* Problembezüge ins Auge fassen? Recht offensichtlich greift der Potenzialbegriff unserer Tage im Feld der Bildung und berufsbezogenen Bewährung um sich. Grund- und Hauptschulen händigen ihren Schülerinnen und Schülern neuerdings nicht mehr nur Zeugnisse, sondern – nach Absolvierung eines entsprechenden Programms – auch individuelle *Potentialpässe* aus (Wiesner 2010), Universitäten fordern ihre Studierenden zusehends nicht mehr nur zur Studienberatung, sondern zur *Potenzialanalyse* auf (siehe exemplarisch FU Berlin 2014; TU Braunschweig 2015; Universität Jena 2011) und Wirtschaftsunternehmen installieren so genannte *High-Potential-Pools*, also Exklusivstatus verheißende Personenreservoirs, in welche nur jene Arbeitnehmenden inkludiert werden, bei denen *bestimmte* Potenziale in höchstem Ausmaß ausgemacht werden wollen (Voswinkel, Wagner 2014).

Individuelle Potenziale möglichst *dingfest* zu machen, verspricht in diesen Kontexten jeweils jene Brücke zwischen Gegenwart und Zukunft schlagen zu können, die im betreffenden Zusammenhang instabil, ja akut einsturzgefährdet geworden ist. Die mit Blick auf das schulische Berechtigungswesen unserer Tage auszumachende »Bildungs-panik« – siehe Heinz Bude (2011) – ist sicherlich nicht zuletzt ein Kind der um sich greifenden Ungewissheit darüber, ob die Entscheidung für die und die Schulform an dem und dem Ort nicht vielleicht diese oder jene Zukunftschance des fraglichen Heranwachsenden eher zunichtemacht, statt sie zu eröffnen. Die formalisierte Bekundung des persönlichen Potenzials verspricht demgegenüber immerhin dies: Dass man da nämlich für die Zukunft etwas vorrätig habe, was man *heute* schon verkörpert. Analoges kann für die von der Credit-Point-Panik ergriffenen Bachelor-Studierenden gelten. Von den Bildungstiteln, die hier angestrebt werden, kann aktuell auch keiner sagen, wohin sie ein-

mal führen werden. Und auch hier verheißt die diagnostische Vergewisserung subjektiver Potentialität doch wenigstens eine gewisse Realisierungsmöglichkeit der Möglichkeit, dass – um nochmals Luhmann heranzuziehen – die »künftige Gegenwart« des Absolventen im Sinne seiner »gegenwärtigen Zukunft« ausfallen wird (Luhmann 1992: 187; 142). Schließlich unterliegt auch der in der projektbasierten Polis um beruflich-positionalen Erfolg ringende Arbeitnehmer der Potenzialbeschwörungsmaschinerie, die mit dem *neuen* Geist des Kapitalismus – der sich, wie ich meine, im Kern als ein Geist des Potentialismus ausnimmt – aufs Feinste abgestimmt ist: Wie Luc Boltanski und Ève Chiapello zeigen, formiert sich die Rangordnung der Menschen in einer solchen Polis wesentlich entlang des Kriteriums, ob sich das Individuum in ihr dadurch als Wertigkeitsträger zu etablieren versteht, dass es ein hinreichend ausgeprägtes »Engagementvermögen« (Boltanski, Chiapello 2003: 169) aufweist. Manche Subjekte, so schreiben der Autor, die Autorin, »verkörpern [...] diese Potenzialität geradezu modellhaft in ihrer Person« (Boltanski, Chiapello 2003: 162). Wie beim Shopping-Potenzial der Frau aus der *NZZ am Sonntag* ist es auch in allen hier genannten Konstellationen letztlich ein als zukunftssträftig codiertes, verheißungsvolles Wesen der Person, auf das es ankommt.

Bauherrinnen des Potentialitätsglaubens

Sucht man nach den gesellschaftlichen Glaubenssätzen, die sich in diesem Ideal verklammern, so stößt man recht unweigerlich auf jene in den fünfziger Jahren einsetzende »Psychologisierung der Kreativität« (Reckwitz 2012: 198), wie Andreas Reckwitz sie als eine zentrale Triebfeder der gesellschaftlichen »Normalisierung des Ressourcen-Selbst« (Reckwitz 2012: 198) rekonstruiert hat; als genealogisches Element einer sozialen Normalisierung, von der zweifelsohne auch die Konstitution des »Arbeitskraftunternehmers« (Voß, Pongratz 1998) oder des »unternehmerischen Selbst« (Bröckling 2007) geprägt ist. Nun stellt sich die Frage, ob das basale Strukturierungsprinzip, das diesen sozialen Leitfiguren – einschließlich dem von Reckwitz herauspräparierten Dispositiv der Kreativität – zugrunde liegt, nicht eigentlich im Regime der Potentialität zu finden ist. Reckwitz selbst erkennt im so genannten *human potential movement* (einer in den fünfziger Jahren einsetzenden Bewegung innerhalb der US-amerikanischen Psychologie) jedenfalls einen nicht unwesentlichen Taktgeber der sozialen Konstruktion des Ressourcen-Selbst – geht dem Potenzialbegriff aber nicht weiter nach. Dabei scheint die Idee der Potentialität ganz zentral zu jenen sozialkritischen »Konzeptionen einer alternativen, besseren Gesellschaft« (Rosa 2005: 400) zu zählen, die im Laufe des possibilistisch orientierten 20. Jahrhunderts zusehends »in die Zukunft projiziert« (Rosa 2005: 400) werden, um hierüber Eingang in verschiedenste Politiken zu finden. Die revisionistischen Potentialitätskonzeptionen der Neofreudianer können etwa als solche Entwürfe gelten. Herbert Marcuse kritisierte sie dahingehend, dass sie »sowohl die unfreien wie die freien [...] Möglichkeiten des Menschen« (Marcuse 1965: 255) umfassten und somit »das herrschende Realitätsprinzip mit der Größe eines Versprechens« versehen würden, welches *de facto* »nur jenseits dieses Realitätsprinzips eingelöst werden« (Marcuse 1965: 255) könne. Schon 1955 also – da erscheint *Triebstruktur und Gesellschaft* im englischen Original

– weist Marcuse auf die Ambivalenz hin, die der Vorstellung einer realisierbaren Potentialität innewohnt.

Nach seinem Debüt bei Simmel wird der Potentialitätsbegriff in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eben gerade auch im soziologischen Diskursuniversum immer wieder aufgegriffen; erinnert sei an Adornos Lob der »ungefesselten Potentialität«. Recht durchgängig ist den entsprechenden Positionierungen in den siebziger und achtziger Jahren daran gelegen, dass Potentialitäten – wie etwa Oskar Negt 1971 schreibt – zwar als »reale Möglichkeiten der wahren Bedürfnisbefriedigung« (Negt 1971: 87), nicht aber im Sinne der »Fixierung imaginärer [...] »Endziele«« (Negt 1971: 87) aufgefasst werden. Es soll ja *alles* möglich sein. Im selben Jahr, also 1971, trägt Niklas Luhmann das Seine bei, indem er darauf hinweist, dass die »Funktionsweise sinnhafter Erlebnisverarbeitung« das »evidente Erleben« stets auch mit »*Negationspotentialen*« (Luhmann 1971: 37) durchziehe. Pierre Bourdieu entzaubert dieses einen emanzipatorischen Potenzialbegriff ermöglichende Theoriekonstrukt dann zwar ziemlich umgehend: In seiner *Esquisse d'une théorie de la pratique* erhellt er den Habitus als eine strukturierte und strukturierende Struktur, die im Grunde nicht anders weiß, als sich an den »*potentialités objectives*« (Bourdieu 1972: 263) zu orientieren, um hierüber an der Reproduktion der herrschenden Verhältnisse zu partizipieren. Nichtsdestotrotz gehen soziologisch-kritische, emanzipatorisch gewendete Potentialitätskonzeptionen bis in die späten achtziger Jahre – vielleicht nicht zuletzt *wegen* Bourdieu – typischerweise von der Autonomie ermöglichenden Möglichkeit der Verneinung aus. So appelliert anno 1986 etwa Claudia Honegger – in ihrem Epilog zu dem heute noch brandaktuellen Band *Wie männlich ist die Wissenschaft?* – an das weiblich-subversive »Abweichungspotential« (Honegger 1986: 297), um indes gleichzeitig dessen gesellschaftliche Erschöpfungstendenz zu diagnostizieren – 1986, meine Damen und Herren.

Mit dem sich zum Jahrhundertwechsel abzeichnenden Ende des Possibilismus verflüchtigen sich entsprechende Codierungen dann allerdings recht rasch, und der Begriff des Potenzials erfährt – ich rede immer noch vom Feld der Soziologie – eine bemerkenswerte Bedeutungsverschiebung. Gerade im Rahmen solcher Positionierungen, die sich – um mit Bourdieu zu sprechen – nicht an Rezipierende am »Pol der reinen Produktion« (Bourdieu 2001: 198) im soziologischen Feld richten, sondern sich der Tendenz nach am »Pol der den Erwartungen des breiten Publikums unterworfenen Massenproduktion« (Bourdieu 2001: 198) orientieren, finden sich zusehends Konzeptionen des Potenzialbegriffs im Sinne einer affirmativen, *verwertungslogisch* gewendeten Formel. Beispiele für diese Rekonfiguration der Potentialität finden sich etwa in der Erörterung von »Potentiale[n] des Alters für die Gesundheitswirtschaft«, wie Rolf G. Heinze (2013) sie unlängst in einer Publikation der AOK Baden-Württemberg vorgenommen hat, oder auch in der Diskursivierung von Frauen, die keiner Erwerbstätigkeit nachgehen, als »verschenkte Potenziale« – siehe Jutta Allmendinger (2010).

Diese Bedeutungsverschiebung des Potenzialbegriffs – hin zu einer verwertungslogischen Verwendungsweise – legt fast unweigerlich nahe, hier kurzerhand einen Ökonomisierungseffekt zu diagnostizieren. Dagegen ist einzuwenden, dass der zu konstatierende *Shift* eben gerade *nicht* ohne die vielerlei Wurzeln aufweisende, verworrene Genealogie potentialistischen Denkens zu verstehen ist. Dass Psychologie und Soziologie am Konstrukt einer bestimmten Wesenheiten innewohnenden Zukunftsträchtigkeit ordentlich mit gebaut haben, dürfte deutlich geworden sein. Weitere Orte, an denen sich je bestimmte Potentialitätskonzeptionen herausgebil-

det haben, um zur sozialen Tragfähigkeit dieses Regimes beizutragen, sind – um nur *ein* weiteres Exempel anzuführen – etwa in jenem weiten Feld auszumachen, in dem es um das *Fleischliche* geht. So herrscht beispielsweise da, wo es um die Problematik des Muskelaufbaus bei Bodybuildern geht, ein gleichermaßen reges Interesse am so genannten *genetischen Potenzial* wie dort, wo man sich mit der Wachstumsveranlagung von Zuchtschweinen befasst: »Je näher Sie Ihrem genetischen muskulären Potenzial kommen, umso besser« (McGuff, Little 2014: 93), können wir etwa in einem aktuellen Krafttrainings-Ratgeber lesen. Man wird demnach als zahlendes Mitglied einer Muckibude die eigenen Anstrengungen noch intensivieren müssen, um das individuelle Potenzial zu realisieren – und die Laufzeit des Abonnements wohl abermals verlängern. Ganz zur Freude der Fitnessbranche. Beim Mitteldeutschen Schweinezuchtverband frohlockt man ebenso: »Genetisches Potential der Zuchtschweine weiter verbessert!« (Wünsch, Oltmanns 2012: 3), heißt es in der Verbandszeitschrift *Schweinezucht aktuell*, Ausgabe 40/2012. Auch in diesen beiden Kontexten besteht *Potentialität* in einer vermeintlichen *Wesenheit*, die das Problem der Überbrückung von Gegenwart und Zukunft zu lösen verspricht: Das, was das genetische Material *ist* (und herzugeben weiß), bestimmt hier und heute, was dereinst erreicht werden kann. Nun scheint aber zwischen dem Bodybuilder und dem Zuchtschwein doch ein – wenn vielleicht auch feiner – Unterschied zu bestehen: Während ersterer sein ihm innewohnendes Potenzial höchstens voll zur Geltung bringen kann – in der Sportmedizin hat sich hierfür der Begriff des *genetischen Limits* etabliert –, gilt das Substanzielle am Schwein, also sein genetisches Wachstumspotenzial, als etwas durch Zucht zu Optimierendes. Das rührt nun zweifelsohne daher, dass die Zukunft der Schweinefleischindustrie nicht unwesentlich von der Ausschöpfung dieser Verbesserungsmöglichkeit abhängt. Beim Schweinezuchtverband wird der Optimierungszwang jedenfalls explizit qua Hinweis auf den wirtschaftlichen Druck zu rechtfertigen versucht, der auf der Branche lastet. So ist im betreffenden Beitrag zu lesen: »Gerade unter den permanenten ökonomischen Zwängen, welchen die Schweineproduktion ausgesetzt ist, ist es notwendig, neben der Optimierung der ökonomischen Einflussfaktoren auch höchste Qualität der genetischen Wertigkeit der Zuchttiere zu erreichen.« (Wünsch, Oltmanns 2012: 3) Mit anderen Worten: Die Fleischindustrie arbeitet hart am *genetischen Limit* ihrer Produkte, um deren Wettbewerbsfähigkeit zu sichern. Dass dem so ist, erhellt sich sicherlich unter dem Gesichtspunkt, dass – wie Paul Windolf schreibt – der »Markt permanent *seine eigenen* Erwartungen [verstärkt] – in der einen oder in der anderen Richtung« (Windolf 2006: 31).

Eine expansive Dynamik

Da wir nun doch bei dem Problem der kapitalistischen Dynamik angelangt sind, bleibt festzustellen: Die Institutionalisierung des wettbewerbsorientierten Marketings, wie sie in der Spätphase des possibilistischen Kapitalismus – also in den achtziger Jahren – zu verzeichnen ist (siehe exemplarisch Bruhn 1989), zeugt davon, dass spätestens ab eben diesem Zeitpunkt ein ehemals zentraler Glaubenssatz der modernen Betriebswirtschaftslehre nicht mehr wirklich glaubwürdig schien: derjenige nämlich der unbegrenzten realwirtschaftlichen *Wachstums- und Absatzpotenziale*. Auch am hierauf allenthalben grassierenden Glauben an die so genannten

Wertsteigerungspotenziale von Aktien und Anleihen, Optionen und *futures* lässt sich inzwischen kaum mehr festhalten. Das zentrale Problem des Finanzmarktkapitalismus besteht bekanntlich darin, dass er beständig neue, immer noch abstraktere »Markt-Surrogate« (Windolf 2006: 28) erfinden muss, um – ich zitiere Karl Marx – »die Vorstellung vom Kapital als einem sich durch sich selbst verwertenden Automaten« (Marx 1964: 484) am Leben zu erhalten. Dabei wird es immer *unmöglichlicher*, die soziale Suggestivität dieser Surrogate irgendwie auf Dauer zu stellen und also die gesellschaftliche Fiktion der tatsächlichen Erfüllbarkeit *fiktionaler Erwartungen* (siehe Beckert 2014) zu perpetuieren. So setzt denn neuerdings auch die eine oder andere Großbank auf das werbestrategisch nicht ungeschickte Versprechen, man habe verstanden, entsage fürderhin dem Spiel mit den Spekulationen und wolle sich stattdessen in der »Konzentration auf das Wesentliche« (Commerzbank 2009) üben. Der Finanzsektor also ebenfalls beseelt vom Geist des Potentialismus? Was im Geschäftsbericht zum Jahr 2008 der Deutschen Commerzbank an klingt, kann durchaus als finanzinstitutionelles Unterfangen einer potentialistischen Reprofilierung verstanden werden. Im Umschlagtext wird näher ausgeführt, worin das Interesse am *Wesentlichen* besteht: »Konzentration auf das Beste, was in uns steckt – dieses Erfolgsrezept teilen wir als Unternehmen mit vielen unserer Kunden«, heißt es dort. Angesichts einer spätestens seit der Insolvenz von *Lehman Brothers* im September 2008 zusehends finanzmarktskeptischen Öffentlichkeit mag das von bankseitigen »Reparaturarbeiten am Vertrauensverhältnis« (Magnin 2010: 241) zeugen. Nicht minder dürfte sich hinter dem neuen Credo aber auch eine potentialistische Geschäftsstrategie verbergen, im Rahmen derer die Bank nur noch an solchen Kunden interessiert ist, die *selbst* als ein zukunftssträftig strukturiertes Produkt gelten können – und also ihrer Potentialität nach heute schon ein *future* darstellen.

Im Zuge der das 20. Jahrhundert kennzeichnenden possibilistischen Kolonialisierung immer noch abstrakterer Räume des Möglichen, hat sich *Zukunft* – so diagnostiziert Sighard Neckel schon 1988 – zu einem »Verschiebebahnhof gegenwärtig unlösbarer Widersprüche« (Neckel 1988: 480) entwickelt. Bleibt man bei dieser Metapher, lässt sich für unsere Tage eine neue *Maxime* ausmachen, wonach die Zeitschiene nur mehr von solchen Waggons befahren werden will, die mit als *wesenhaft-zukunftsträftig* gedachten Potentialen befrachtet sind, die sich dereinst – der Idee nach – gut einsetzen und verwerten lassen. Eine Rekonstruktion der sozialen Deutungstraditionen und gesellschaftlichen Institutionalisierungen, die in wechselseitiger Verklammerung zur Verdichtung dieser potentialistischen Gesinnung beigetragen haben mögen, konnte hier nur ansatzweise geleistet werden. Die Erarbeitung einer umfassenden Soziologie der Potentialität steht mir noch bevor. Angesichts der anhaltend expansiven Dynamik des skizzierten Regimes gilt es gar vieles zu berücksichtigen. Abermals weitere Akteursgruppen entdecken unserer Tage das Ideal zukunftssträftiger Potentiale für ihre Sache: In astrologischen Beratungssituationen wird das »kosmische Potential« einer bastelreligiösen Klientel (Overmann 1999: 18) unter der Verheißung eruiert, hierüber den ureigentlichen »Lebensplan« der Person zu identifizieren; am Knotenpunkt von Fachkräftemangel- und Migrationsdiskurs wiederum mausert sich die Argumentationsfigur des »schlummernden Potentials« zum anerkennungsrelevanten Kriterium (siehe etwa dpa Deutsche Presse-Agentur 2014; Jacobsen 2010); und zur Beschreibung der geheimnisvollen Kraft dessen schließlich, was einst als Sinnlichkeit, Begierde oder Fleischeslust begriffen wurde, scheinen Autorinnen und Autoren verschiedenster literarischer Gattungen gerade die Chiffre des »erotischen Potentials« zu erfinden (Foenkinos 2005; Hakim 2011; Wins-

ton 2013). Stellt man in Rechnung, dass jedwede gesellschaftliche Orientierung mit zunehmender Reichweite und Verbindlichkeit ihrer (symbolischen) Wirkmacht dazu neigt, den Status einer regelrechten sozialen Leitwährung für sich zu beanspruchen, wird wohl auch zu erörtern sein, ob sich wesenhaft-zukunftsträchtige *Potentialität* nicht vielleicht daran macht, den idealtypisch dem Geld eigenen Charakter einer »endlos nachgefragten Ware« – Rolf Haubl (2011: 159) – anzunehmen: Es kann nie genug Potenziale geben; und man kann nie genug davon haben.

Auch im soziologischen Glaubensuniversum kommt die Attraktivität des Potenzialbegriffs immer wieder neu – und zuweilen auch wieder etwas anders – zum Ausdruck: In ihren Beiträgen *Soziologie und Kritik* respektive *Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis* haben Georg Vobruba und Peter Wehling unlängst das »kritische Potential« (Vobruba 2013: 163; Wehling 2014: 37) einer Soziologie der Kritik erörtert. Will unsere Disziplin nicht zur heimlichen Logistik-Partnerin jener aktuellen Großveranstaltung werden, die Stephan Lessenich als »ständigen Winterschlussverkauf der Potenziale« (Lessenich 2013: 76) charakterisiert, tut diese Auseinandersetzung zweifelsohne not. Die beiden Aufsätze liefern hierzu die Steilvorlage. Bleibt zu hoffen, dass wenigstens dieses Potenzial sich seiner spätkapitalistischen Verwurstung irgendwie zu widersetzen versteht.

Literatur

- Adorno, T. W. 2003 [1969]: Marginalien zu Theorie und Praxis. In T. W. Adorno, *Gesammelte Schriften*, Band 10.2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 759–782.
- Allmendinger, J. 2010: Verschenkte Potenziale? Lebensläufe nicht erwerbstätiger Frauen. Frankfurt am Main: Campus.
- Beck, U. 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beckert, J. 2014: Capitalist Dynamics. Fictional Expectations and the Openness of the Future (MPIfG Discussion Paper 14/7). Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.
- Boltanski, L., Chiapello, È. 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. 1972: Esquisse d'une théorie de la pratique. Genève: Droz.
- Bourdieu, P. 2001: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brockling, U. 2007: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bruhn, M. 1989: Handbuch des Marketing. Anforderungen an Marketingkonzeptionen aus Wissenschaft und Praxis. München: C. H. Beck.
- Bude, H. 2011: Bildungspanik. Was unsere Gesellschaft spaltet. München: Hanser.
- Commerzbank 2009: Konzentration auf das Wesentliche. Geschäftsbericht 2008, www.commerzbank.de/media/de/aktionaeere/service/archive/konzern/2009_2/coba_gb2008_2.pdf (letzter Aufruf 5. Oktober 2014).
- dpa Deutsche Presse-Agentur 2014: Nahles sieht Fachkräftepotenzial bei Frauen und Migranten. In *Süddeutsche Zeitung* vom 12. März 2014, <http://www.sueddeutsche.de/news/karriere/arbeitsmarkt-nahles-sieht-fachkraeftepotenzial-bei-frauen-und-migranten-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-140311-99-08136> (letzter Aufruf 5. Oktober 2014).
- Foenkinos, D. 2005: Das erotische Potential meiner Frau. Roman. München: C. H. Beck.
- FU Berlin 2014: Potenziale entdecken und entwickeln. Ankündigung des Workshops vom 28.03.2014, <http://www.fu-berlin.de/sites/promovieren/drs/qualification/pro-business-2014/programm2014/potenzialanalyse.html> (letzter Aufruf 17. Februar 2015).

- Hakim, C. 2011: *Erotisches Kapital. Das Geheimnis erfolgreicher Menschen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Haubl, R. 2011: *Kalkuliertes Risiko. Kollektive monetäre Ideale im Umbruch*. In C. Koppetsch (Hg.), *Nachrichten aus den Innenwelten des Kapitalismus. Zur Transformation moderner Subjektivität*. Wiesbaden: VS, 155–170.
- Heinze, R. G. 2013: *Die Potentiale des Alters für die Gesundheitswirtschaft*. In AOK Baden-Württemberg (Hg.), *Gesund alt werden. Rehabilitation maßgeschneidert*. Berlin, 67–78.
- Helg, M. 2014: *Sie will shoppen, er stört*, <https://www.nzz.as/shopping> (letzter Aufruf 18. September 2014).
- Honegger, C. 1986: *Epilog*. In K. Hausen, H. Nowotny (Hg.), *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 293–299.
- Jacobsen, J. 2010: *Das verschenkte Potential der Migranten*. Zeit Online vom 25.10.2010, <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2010-10/fachkraeftemangel-migranten-berufsabschluss> (letzter Aufruf 5. Oktober 2014).
- Lessenich, S. 2013: *Alles muss raus: Die politische Logik des »Potenzials«*. WSI Mitteilungen, 66. Jg., H. 2, 76.
- Luhmann, N. 1971: *Sinn als Grundbegriff der Soziologie*. In J. Habermas, N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Theorie-Diskussion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 25–100.
- Luhmann, N. 1992: *Beobachtungen der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. 2002: *Zeit*. In N. Luhmann, D. Bäcker (Hg.), *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 195–220.
- Magnin, C. 2010: *Verspieltes Vertrauen. Zur Wiederentdeckung einer Geschäftsgrundlage*. In C. Honegger, S. Neckel, C. Magnin (Hg.), *Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt*. Berlin: Edition Suhrkamp, 236–244.
- Marcuse, H. 1965: *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marx, K. 1964 [1894]: *Das Kapital. Dritter Band*. Berlin: Dietz Verlag.
- McGuff, D., Little, J. 2014: *12 Minuten pro Woche. Der wissenschaftliche Beweis für die unschlagbare Effizienz des hochintensiven Krafttrainings*. München: Riva.
- Neckel, S. 1988: *Entzauberung der Zukunft. Zur Geschichte und Theorie sozialer Zeitperspektiven*. In R. Zoll (Hg.), *Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 464–486.
- Negt, O. 1971: *Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen. Zur Theorie der Arbeiterbildung*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Overmann, U. 1999: *Die Krise der Arbeitsgesellschaft und das Bewährungsproblem des modernen Subjekts. Vortrag auf der Sommerakademie der Studienstiftung des deutschen Volkes in St. Johann (Südtirol) am 15.09.1999*. Frankfurt am Main, (unveröffentlichtes Manuskript).
- Reckwitz, A. 2012: *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin: Edition Suhrkamp.
- Rilling, R. 2014: *Transformation als Futuring*. In M. Brie (Hg.), *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 12–48.
- Rosa, H. 2005: *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G. 1996 [1911]: *Weibliche Kultur*. In G. Simmel, *Gesamtausgabe, Band 14*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 417–459.
- Tönnies, F. 1912: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Berlin: Karl Curtius.
- TU Braunschweig 2015: *Der Job, der zu mir passt: Den eigenen Potentialen auf der Spur. Ankündigung des Workshops vom 28./29.01.2015*, <https://www.tu-braunschweig.de/career/studierende/potential> (letzter Aufruf 17. Februar 2015).
- Universität Jena 2011: *Potenzialanalyse. Klarheit über Ihr Kompetenzprofil. Ankündigung des Workshops vom 14.12.2011*, <https://www.uni-jena.de/Studium/Careerservice/Workshops/Potenzialanalyse.html> (letzter Aufruf 17. Februar 2015).
- Vobruba, G. 2013: *Soziologie und Kritik. Soziologie, 42. Jg., Heft 2*, 147–168.

-
- Voß, G. G., Pongratz, H. 1998: Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 50. Jg., Heft 1, 131–158.
- Voswinkel, S., Wagner, G. 2014: Die Organisation des Erfolgs. Regulierung verunsicherter Anerkennungsansprüche. In D. Hänzi, H. Matthies, D. Simon (Hg.), Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. Leviathan Sonderband 29. Baden-Baden: Nomos, 105–122.
- Weber, M. 1988 [1921/22]: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In M. Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band 1. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 17–206.
- Wehling, P. 2014: Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis. Soziologie, 43. Jg., Heft 1, 25–42.
- Wiesner, S. 2010: Potenzial(s)pass. Pädagogisches Konzept, www.potenzialspass.de/Konzept.pdf (letzter Aufruf 17. Februar 2015).
- Windolf, P. 2006: Was ist Finanzmarktkapitalismus? In P. Windolf (Hg.), Finanzmarkt-Kapitalismus. KZfSS Sonderheft 45, 20–57.
- Winston, S. 2013: Entfalte dein erotisches Potenzial – Landkarte zur Erkundung der weiblichen Sexualität. Bielefeld: Kamphausen.
- Wünsch, U., Oltmanns, C. 2012: Genetisches Potential der Zuchtschweine weiter verbessert! Schweinezucht aktuell. Zeitschrift des Mitteldeutschen Schweinezuchtverbands, 19. Jg., H. 40, 3–5.